

Reproduktive Kulturen: die Regeln des angemessenen Umgangs mit Fertilität, reproduktiven Technologien und Geschlechterbeziehungen im Lebenslauf

Helfferrich, Cornelia

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Helfferrich, C. (2008). Reproduktive Kulturen: die Regeln des angemessenen Umgangs mit Fertilität, reproduktiven Technologien und Geschlechterbeziehungen im Lebenslauf. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2* (S. 441-454). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-153310>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Reproduktive Kulturen: Die Regeln des angemessenen Umgangs mit Fertilität, reproduktiven Technologien und Geschlechterbeziehungen im Lebenslauf

Cornelia Helfferich

Unter einer soziologischen Perspektive gilt es, den Wandel von Fertilitätsmustern in einem theoretischen Rahmen zusammenzubringen mit den großen gesellschaftlichen Wandlungsprozessen. Der Wandel der Fertilitätsmuster ist gekennzeichnet durch ein niedriges Niveau, auf dem sich die Fertilitätsrate eingespielt hat¹, einen Aufschub der ersten Geburt in ein zunehmend höheres Alter sowie durch eine »Ausdifferenzierung gruppenspezifischer und lebenslaufspezifischer Reproduktionsweisen« (Birg 1992: 192). Es gibt durchaus eine Reihe von Ansätzen, die erklären, wie strukturelle Wandlungsprozesse auf das reproduktive Handeln von Einzelnen und von Paaren durchschlagen. Überwiegend werden dabei die Veränderungen der Qualifikation und Erwerbstätigkeit von Frauen, speziell die sich daraus ergebenden Zielkonflikte und Unvereinbarkeiten, für Kinderlosigkeit und Geburtenaufschub verantwortlich gemacht (z.B. Beck-Gernsheim 1997): Frauen verzichten (zumindest zeitweise) aufgrund einer rationalen Abwägung auf die mit Nachteilen verbundene Option der Familiengründung.

Hier soll ein anderer, komplexerer Ausgangspunkt gewählt werden: Als Schnittstelle zwischen übergreifenden sozialen Prozessen einerseits, konkretem reproduktiven Handeln andererseits werden die soziale, institutionelle Strukturierung des reproduktiven Lebenslaufs (strukturell) und die Grenzen der subjektiv gedeuteten Planbarkeit bzw. Gestaltbarkeit der eigenen reproduktiven Biografie (handlungstheoretisch) in ausdifferenzierten sozialen Gruppen untersucht. Angeknüpft wird an die Überzeugung, die Herwig Birg u.a. 1984 in einer »biographietheoretischen Konzeption für Untersuchungen demografisch relevanter Verhaltensweisen« formuliert haben, nämlich dass »der Lebenslauf eines Menschen (...) wie kaum ein anderes Konzept geeignet (ist), die Überlegungen über die Bestimmungsgründe des generativen Verhaltens zu bündeln und in einen (...) angemessenen Rahmen zu stellen« (Birg/Felber/Flöthmann 1984: 3). Doch anders als die individuenbezogen-entschei-

¹ Eine Schrumpfung der Bevölkerung im fruchtbaren Alter bedeutet, dass bei gleich bleibender Fertilitätsrate die absolute Zahl an geborenen Kindern zurückgeht. Der absolute Geburtenrückgang kann daher mit einer stagnierenden Fertilitätsrate einhergehen.

dungstheoretische Auslegung von »Lebenslauf« in der Demographie, soll hier erstens an die *soziologische* Lebenslauf- und Biografieforschung angeknüpft werden und zwar nicht unter einer Frauen-, sondern unter einer Geschlechterperspektive.

Als Zweites sollen mit dem Arbeitsbegriff »reproduktive Kulturen« soziale Regeln des reproduktiven Handelns und damit verbundene spezifische Strukturierungen des reproduktiven Lebenslaufs für exemplarische Sozialgruppen rekonstruiert werden, damit das Phänomen der Ausdifferenzierung der Reproduktionsweisen in dem Erklärungsansatz Platz findet. Reproduktives Handeln wird dabei – in Anlehnung an Norbert Schneider (1994) oder Kurt Lüscher (1990) – als Gestaltung privater Lebensformen mittels Umgang mit Fertilität gefasst und beinhaltet hier auch Verhaltensweisen wie sexuelle Aktivität, Anwendung von Kontrazeption, Zeugung, Austragen oder Abbrechen einer Schwangerschaft und Umgang mit Fertilitätsstörungen.

Als Drittes werden auf der Ebene der subjektiven, kollektiv verankerten Deutungsmuster unterschiedliche Überzeugungen von der Gestaltbarkeit des reproduktiven Lebenslauf differenziert, also subjektive Überzeugungen bezüglich der Planbarkeit und Machbarkeit von Kindern und der angemessenen Nutzung von Reproduktionstechnologien im Spektrum von Kontrazeption bis In-vitro-Fertilisation.

Reproduktives Handeln, Lebenslauf und Biografie – theoretische Anknüpfungspunkte

Mit Martin Kohli werden »Lebenslauf« als wissenschaftliche Konstruktion, die auf einer Periodisierung des Lebens in Lebensaltersphasen und auf Alterstypisierungen beruht, und »Biografie« als subjektives Konstrukt der Lebensgeschichte unterschieden (Kohli 1978: 12). In vielen Untersuchungen zur Entwicklung von Lebensformen mit und ohne Kinder – in so vielen, dass mit einer Aufzählung gar nicht erst begonnen werden soll –, sind Lebenslauf oder Biografie *implizit* Thema. So wird zum Beispiel von Geburten als »biografischen Ereignissen« und von Familiengründung als »biografischem Übergang« gesprochen und Altersstrukturierungen werden analysiert. Dennoch verstellt eine Familienzentrierung und eine Fokussierung auf die Lebensphase mit Familie und Kindern, wie sie in demographischer Tradition zum Beispiel bei Analysen des Familienzyklus üblich ist, den übergreifenden Blick auf Lebensformen in der Einbettung in den *gesamten* Lebenslauf von der Kindheit bis zum Alter. Entsprechend gibt es nur wenige Ansätze einer expliziten, übergreifenden Theorie des reproduktiven Lebenslaufs, die »Nichtereignisse« wie Kinderlosigkeit, nicht familienkonstitutives Handeln wie Abbrüche von Schwangerschaften

und nicht auf Familie bezogene Lebensphasen einbezieht. Bei der disjunkten, arbeitsteiligen Aufteilung der Forschungsgegenstände zwischen Jugend- und Familiensoziologie werden der ersteren die biografisch vorgelagerten, nicht-familienbezogenen, und der letzteren die familienbezogenen Aspekte des Lebenslaufs zugeschlagen – um den Preis, dass übergreifende Themen wie zum Beispiel das besondere Spannungsverhältnis zwischen dem adoleszenten Moratorium einerseits und Elternschaft andererseits und die Möglichkeit einer Gesamtschau verloren gehen. Aspekte wie Kontrazeption und Schwangerschaftsabbruch sowie die Durchlässigkeit zwischen Lebensformen mit und ohne Kinder – Aspekte, die für die Gestaltung des reproduktiven Lebenslaufs hochrelevant sind –, bleiben im Schlagschatten des dominierenden Interesses an der Generativität.

Insbesondere fehlte es über einen längeren Zeitraum an Anschlüssen an die soziologische Lebenslaufforschung, was unter anderem daran liegt, dass dort die Organisation und Strukturierung des Lebenslaufs vornehmlich erwerbszentriert gedacht und »der Institution Familie selbst nur als Anhängsel des weiblichen Lebenslaufs Beachtung geschenkt« wurde, wie Claudia Born und Helga Krüger kritisch zu Kohlis Konzeption des Lebenslaufs anmerken (Born/Krüger 2001: 14).

Eine Lebenslaufperspektive zu wählen, um das Fertilitätsgeschehen zu erklären, hat den Vorteil, die Strukturierung des Lebenslaufs durch Lebensabschnitte bestimmende Institutionen ebenso in den Blick nehmen zu können wie die handlungstheoretisch zu konzipierende Seite der individuellen Gestaltung des Lebenslaufs durch das reproduktive Handeln. Ohne im Einzelnen auf die Fülle von Arbeiten einzugehen, die sich hier oder dort einordnen lassen, seien nur exemplarisch Beispiele genannt, wie dieser Lebenslauf- oder Biografiebezug ausbuchstabiert werden kann:

- Auf struktureller Ebene bestimmt die institutionelle Strukturierung des Lebenslaufs zugleich die angemessenen Zeitfenster für das Leben mit Kindern. So ist mit dem »Institutioneneffekt« in der Familienforschung der Aufschub der ersten Geburt gemeint, solange die Akteure in einer Ausbildungsinstitution weilen. Umgekehrt bestimmen die sozialen Fertilitätsmuster auch die Strukturierung des Lebenslaufs: Der Rückgang der durchschnittlichen Kinderzahl in den Familien, der die historisch erste Phase des Geburtenrückgangs kennzeichnete, verkürzte die Phase des Zusammenlebens mit Kindern und schaffte (zusammen mit dem Anstieg der Lebenserwartung) eine längere Vor- und Nachfamilienphase. Der stetige Anstieg des Alters bei der ersten Geburt², Kennzeichen des »neuen

² Es wird nur das Alter bei der Geburt des ersten ehelichen Kindes in dem Geburtenregister erfasst. Zum Zusammenhang von Angaben zur Kinderlosigkeit und der Altersspanne der befragten Population (vgl. Helfferich/Klindworth/Kruse 2005: 115f.).

Geburtenrückgangs« seit Mitte der 1960er Jahre (vgl. Bien/Bayer 1996: 15f.), verändert ebenfalls die faktische Strukturierung des Lebenslaufs.

- *Auf der Handlungsebene* werden mit reproduktivem Handeln (Umgang mit Sexualität, Zeugung und Empfängnismöglichkeit sowie das Austragen oder Abbrechen einer Schwangerschaft) und damit verbundenen Einstellungen und Entscheidungen biografische Weichen gestellt und der Lebenslauf wird in die Zukunft hinein gestaltet. Der Kontext der Entscheidungen und des reproduktiven Handelns, mit dem der Lebenslauf gestaltet wird, ist selbst wieder biografisch und beruht auf »biografischem Wissen« als Summe der Erfahrungen aus dem bisherigen Leben (Heinz 2000) und biografischen Hintergrundmotiven (mit Bezug auf Alfred Schütz: Burkart 1994: 78).
- Reproduktives Handeln findet im *biografischen Kontext von Geschlechterbeziehungen* statt und die besondere Ausgestaltung der Geschlechterbeziehungen korrespondiert jeweils mit Lebensphasen (Burkart 1997). Der Wandel der generativen Muster verändert die biografische Bedeutung von Partnerschaften (Helfferich/Klindworth/Kruse 2005: Kap. 5) ebenso wie die Paardynamik das reproduktive Handeln und generative Verhalten beeinflusst (Klein 2003).

Zwei Theoriestränge können für eine theoretische Konzipierung des reproduktiven Handelns mit seinen generativen Folgen unter Lebenslaufperspektive fruchtbar gemacht werden: Zunächst bieten die konzeptuellen Weiterentwicklungen des Lebenslaufkonzeptes im Sonderforschungsbereich 186 »Statuspassagen und Risikolagen im Lebenslauf«, insbesondere die Arbeiten von Claudia Born und Helga Krüger, Anknüpfungspunkte. Gegen eine erwerbszentrierte Konzipierung der Organisation des Lebenslaufs setzt Krüger eine »spezifische Doppelstrukturiertheit« des Lebenslaufs beider Geschlechter durch erwerbsbezogene *ebenso wie* familienbezogene Institutionen (Krüger 2001: 278). Mehr noch, sie geht mit dem Konzept der »linked lives« davon aus, dass männliche und weibliche Lebensläufe in Institutionen spezifisch miteinander verflochten sind. Der so konzipierte Lebenslauf kann unter anderem altersphasenabhängige Formen von Geschlechterbeziehungen als lebensabschnittsbezogen »verbundene Lebensläufe« aufnehmen, zum Beispiel in der Abfolge von Jugendfreundschaften bis zur festen und verbindlichen Partnerschaft als spezifische Kontexte von Formen reproduktiven Handelns. Krüger führt weiter den Begriff der Territorien ein, die als gesellschaftliche Bereiche/Tätigkeitsfelder nach Geschlecht als »weibliche« oder »männliche« konnotiert werden. Dies lässt sich nicht nur auf Berufsfelder beziehen, sondern auch auf Teilbereiche von Tätigkeiten im Zusammenhang mit der Reproduktion.

Zum Zweiten lässt sich der Biografiebegriffs von Kohli auf den reproduktiven Bereich übertragen und die biografischen Gestaltungsleistungen lassen sich handlungstheoretisch analysieren. Dabei wird ausdrücklich *nicht* die These adaptiert, dass

mit der allgemeinen Verfügbarkeit moderner Kontrazeption »Zeitpunkt und Zahl der Geburten vollständig in die individuelle Entscheidung gestellt« seien (Ulrich 2005: 43). Diese These hat den Status einer Modellannahme und kann nicht für sich reklamieren, auf der Rekonstruktion von subjektiven Deutungen zu basieren. Stattdessen werden hier vor allem Erkenntnisse aus qualitativ-rekonstruktive Zugängen, zum Beispiel bei Günter Burkart, eingebracht. Es werden Muster subjektiver Biografiekonzepte rekonstruiert, die ihrerseits biografisches Handeln anleiten.³

Drei exemplarische reproduktive Kulturen: Lebenslaufstrukturierungen und Biografiekonzepte

Von einer Ausdifferenzierung *gruppenspezifischer* Reproduktionsweisen zu sprechen, setzt eine Konkretisierung voraus, was unter »(sozialer) Gruppe« verstanden werden soll. Die entsprechenden sozialen Einheiten sollen hier als »reproduktive Kulturen« bestimmt werden, die gekennzeichnet sind durch Merkmale der sozialen Lage sowie durch – in einer nachzuzeichnenden Weise durch diese soziale Lage hervorgebrachte – Merkmale des reproduktiven Handelns.

Der Begriff der reproduktiven Kultur ist dabei ein Arbeitsbegriff. Zu groß sind die aus der Ungleichheitsforschung hinlänglich bekannten inhaltlichen Fragen und methodologischen Probleme bei der Definition und Konstruktion sozialer Gruppen und zu wenig kann das Konzept der reproduktiven Kulturen beanspruchen, zur Lösung dieser Probleme beizutragen. Ist zum Beispiel die Differenzierung entlang der sozialen Lage oder des sozialen Status als alleinigem Merkmal heute noch begründbar oder müssten auch Lebensstilindikatoren aufgenommen werden? Müssen soziale Differenzierungen mit Relevanz für Familienmuster nicht auch die sozial-räumlichen Effekte einbeziehen, deren Bedeutung zum Beispiel Hans Bertram (1995) oder Bernhard Nauck (1995) zeigten, nicht nur als Effekte der regionalen Bevölkerungskomposition, sondern auch im Sinne regionaler Traditionen (Helfferich/Klindworth/Kruse 2005: 58ff.)? Auch die Kohortenzugehörigkeit und in den neuen Bundesländern der Wendeeffekt dürfen nicht vernachlässigt werden. Die Ge-

³ Verglichen mit individualisierungstheoretischen Diskussionen, welche die Notwendigkeit individueller, biografischer Gestaltungsleistungen auch im reproduktiven Bereich und die Optionsvielfalt betonen, wird hier das Scharnier zwischen sozialem Wandel und Fertilitätsmustern stärker über Institutionen und Kulturen bestimmt, die Lebenslaufmuster strukturieren und subjektive, kollektiv verankerte Deutungsmuster erzeugen (vgl. zusammenfassend die kritische Auseinandersetzung bei Burkart 1994). Mit einer Differenzierung nach Sozialgruppen werden zudem die differentiellen Wirkungen von Modernisierungsprozessen in den Vordergrund gestellt und nicht eine alle Bereiche der Gesellschaft gleichermaßen affizierende Individualisierung angenommen.

schlechterperspektive macht es noch komplexer: Für Frauen und Männer haben unterschiedliche soziale Merkmale eine differenzierende Kraft – für Frauen Bildung, für Männer das Einkommen (Helfferich/Klindworth/Wunderlich 2004) – und dem Konzept der »linked lives« entsprechend müssten Merkmale von Geschlechterbeziehungen den Ausgangspunkt bilden und nicht Merkmale von individuellen Frauen und Männern.

Der Bourdieu-Schüler Luc Boltanski hat in den 1970er Jahren das Konzept der somatischen Kulturen entwickelt (Boltanski 1976), an das sich die Bestimmung der reproduktiven Kulturen anlehnt. Boltanskis Definition somatischer Kulturen, die vor allem in der Gesundheitsforschung (Helfferich 1994; Kolip 1997) rezipiert wurde, hat den Charme einer Vereinfachung aus einer Zeit, in der die Gesellschaft (für die Soziologie) noch einfacher (zu erklären) schien. Boltanski rekonstruierte aus statistischen Daten zum Beispiel zum Ernährungs- und Gesundheitsverhalten die »Regeln des angemessenen Umgangs mit dem Körper« für die Gruppen der (männlichen) Bauern, Arbeiter und Angestellten mit einem deutlichen Bezug zum Habituskonzept von Bourdieu. Seine Interpretation der unterschiedlichen rekonstruierten Körperpraxen schließt daran an, dass diesen Gruppen in ihrem Arbeitsalltag eine unterschiedliche Art und ein unterschiedliches Ausmaß an körperlicher Verausgabung abverlangt wird.

Die Übertragung der Grundidee der »somatischen« auf »reproduktive Kulturen« bezieht sich a) auf die Übernahme einer *Gruppenbildung* nach vorgegebenen objektiven, sozialen Merkmalen, b) auf das *rekonstruierende Vorgehen* der Ableitung von »Regeln des angemessenen Umgangs mit reproduktiven und generativen Aspekten« sowie c) auf die *Kontrastierung* ausgewählter Gruppen. Der Bezug auf Boltanski bedeutet für die vorliegende Analyse einen Verzicht auf das systematische Abdecken sozialer Gruppen, gerechtfertigt dadurch, dass der Anspruch sich auf die Exploration der noch unterentwickelten Schnittmenge von Lebenslauf-, Familien- und Kultursoziologie beschränkt.

Das Material, aus dem »Regeln des angemessenen reproduktiven und generativen Handelns im Lebenslauf« rekonstruiert werden, stammt aus zwei empirischen Studien zu »Familienplanung im Lebenslauf«, wobei »Familienplanung« sich weder nur auf Familien bezieht, noch Planung voraussetzt, sondern einer breiten Definition des reproduktiven Handelns entspricht (s.o.). Eine erste Befragung von Frauen wurde 1998 bis 2001 durchgeführt und 2002 bis 2005 für Männer wiederholt. In beiden Umfragen wurden regional repräsentativ bei 1.500 Frauen resp. Männern in ausgewählten Regionen mit einem standardisierten Fragebogen unter anderem Eckdaten des reproduktiven Lebenslaufs erhoben wie erster Geschlechtsverkehr, Auszug aus dem Elternhaus, Familiengründung und Geburten, aber auch Kontrazeptionsverhalten, Schwangerschaftsabbrüche und die Behandlung von Fertilitätsstörungen sowie Einstellungen zu diesen Themen. In einem qualitativen Erhe-

bungsschritt wurden etwa 100 Frauen und Männer gebeten, ihre Biografie mit dem Schwerpunkt der Gestaltung der privaten Lebensform zu erzählen (Frauenstudie: Helfferich 2001; Männerstudie: Helfferich/Klindworth/Kruse 2005).⁴

Für die Rekonstruktion reproduktiver Kulturen stehen somit standardisierte und qualitative Daten zur Verfügung. Hier wird die Analyse auf Frauen beschränkt, die in Leipzig, Hamburg und Freiburg jeweils in der Stadt und im ländlichen Umfeld befragt wurden. Die drei für die Kontrastierung ausgewählten, sozialen Gruppen sind Frauen aus Leipzig (mit einer Konzentration auf die »Vorwendegeneration«), Frauen mit einer niedrigen Qualifikation im Umland der beiden westdeutschen Regionen und Frauen mit einer hohen Qualifikation in den Städten Hamburg und Freiburg. Bei der Kontrastierung wird in den Beschreibungen gerade das hervorgehoben, was eine Gruppe relativ in Abgrenzung zu den anderen Gruppen auszeichnet; die Aussagen sind also nicht als absolute, verallgemeinerte Pauschalmerkmale zu verstehen.

Das *Muster der Lebensläufe der Frauen aus Leipzig und dem Leipziger Umland*, die zur Zeit der Wende bereits Kinder hatten⁵, zeigt einen frühen Beginn der Familienphase, teilweise vor Abschluss der Ausbildung, einen gedrängten Ablauf, bei dem Auszug aus dem Elternhaus und Familiengründung zusammenfallen, sowie einen frühen Abschluss der Familienplanung. Thema war eher ein »zu alt« für eine (weitere) Mutterschaft als ein »zu jung«. Erste, ungewollt eingetretene Schwangerschaften wurden vergleichsweise oft akzeptiert, auch von Ledigen; abgebrochen wurden eher Schwangerschaften, die zu dritten oder vierten Kindern geführt hätten oder Schwangerschaften in einem höheren biografischen Alter. Die Parallelisierung des Erwerbs- und Familienstranges der Biografie ist hinlänglich bekannt (vgl. Schneider 1994). Stärker als in den anderen Gruppen votierten diese Frauen dafür, dass weder Frau, noch Mann die Erwerbsarbeit reduzieren solle, wenn die Kinder klein sind. Zwar fühlten diese Frauen sich für den Bereich des reproduktiven Handelns zuständig und verantwortlich, die Felder Beruf und Familie wurden aber nicht geschlechterpolarisierend aufgeteilt. Der Übergang in Elternschaft brachte für Frauen und für Männer den Zugang zu einer eigenen Wohnung, aber sonst vergleichsweise wenige, tief greifende Neukonfiguration der Territorien des Alltagslebens.

Frauen aus den ländlichen Befragungsregionen im Westen mit einer niedrigen Qualifikation zeigten Lebenslaufmuster mit einem gewissen Aufschub der Familiengründung, abhängig insbesondere von der Länge der Ausbildung des Partners und der Absiche-

4 Qualitatives Erhebungsverfahren: teilnarrativ, Auswertungsverfahren: integrierend hermeneutisch (vgl. Helfferich 2006). Beide Studien wurden im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung durchgeführt; die Studie mit Männern in Kooperation mit dem Institut für Soziologie der Universität Freiburg (Wolfgang Essbach).

5 Die Ergebnisse können nicht in allen Facetten vorgestellt werden, daher wird der Kontrastierung wegen in besonderer Weise auf diese Teilgruppe eingegangen (vgl. Helfferich 2001).

rung des »Familienprojektes«. Erste ungewollte Schwangerschaften wurden als vorgezogene Familiengründung aber überwiegend akzeptiert. Der deutlichste Unterschied zu den Frauen aus Leipzig war die Entflechtung der biografischen Stränge Erwerbsarbeit und Familienarbeit und, auch verglichen mit den hoch qualifizierten Frauen, die stärkere Konstruktion der Familie als Frauenwelt, was sich auch in der Einstellung ausdrückt, dass nur die Frau, aber nicht der Mann seine Arbeit reduzieren solle, wenn die Kinder klein sind. Dies entspricht im Übrigen auch der Konstruktion von außerfamiliären Territorien von Männerberuf und Männergemeinschaften, wie sie bei Männern mit einer niedrigen Qualifikation rekonstruiert werden konnten (Helfferich/Klindworth/Krumm u.a. 2005). Der Übergang in Mutterschaft bringt so eine klare Neukonfiguration der Territorien mit sich.

Hochqualifizierte Frauen aus den beiden West-Städten Hamburg und Freiburg zeigten am deutlichsten einen gestreckten Verlauf; die feste Reihenfolge »erst Abschluss der eigenen Ausbildung (und der des Partners), dann Kinder« bedeutete eine Verlagerung der ersten Geburt in ein höheres Alter. Thematisiert wurde eher ein »zu jung«, »zu unreif für die Übernahme von Verantwortung« mit einer Ausdehnung des adoleszenten Moratoriums, das als unvereinbar mit Familie galt. Schwangerschaftsabbrüche dienten eher dem Aufschub der Familiengründung. Zwar wurde eine geschlechterpolarisierende Konnotation der Territorien Beruf und Familie abgelehnt und es wurde, verbunden mit Egalitätsvorstellungen, gewünscht, auch der Mann möge seine Erwerbstätigkeit reduzieren, wenn die Kinder klein sind. De facto wurde aber mit der Elternschaft eine Neukonfiguration der Bereich insofern vorgenommen, als auch hochqualifizierte Frauen ihre Erwerbstätigkeit reduzierten.

Vorstellungen von der Planbarkeit und Machbarkeit von Kindern und von der angemessenen Nutzung von Reproduktionstechnologien

Insbesondere enthalten die reproduktiven Kulturen auch Deutungen bezogen auf die Machbarkeit und Planbarkeit von Kindern, die Verfügbarkeit der Natur und subjektive Theorien darüber, in welchem Maß Zeitpunkt und Zahl der Geburten vollständig (oder eben nicht vollständig) in die individuelle Entscheidung gestellt sind. Die Vorstellungen von der Planbarkeit und Machbarkeit von Kindern werden aus den Antworten von Frauen auf vier Einstellungsfragen am Ende der qualitativen Interviews rekonstruiert: Sollen Frauen planen können, wann sie kein Kind bekommen? Sollen sie planen können, wann sie ein Kind bekommen? Sollen sie das Geschlecht des Kindes planen können? Und sollen sie so planen können, dass un-

erwünschte Eigenschaften oder Behinderungen ausgeschlossen sind? Die Auswertung beschränkt sich auf Frauen aus den städtischen und ländlichen Erhebungsregionen in und um Leipzig und Freiburg.

Frauen aus *Leipzig und dem Leipziger Umland*, die Kinder vor der Wende bekommen hatten, betonten die Selbstbestimmung und ihre eigene Planungshoheit, da sie ja diejenigen seien, die sich um die Kinder kümmern. Das »Günstige« an Planung und das Selbstverständliche wurden benannt und wenn doch die Möglichkeiten der reproduktiven Technologien nun schon einmal da seien, sollten sie auch pragmatisch genutzt werden. Die Grenzen von Planung wurden seltener explizit angesprochen. In der Leipziger Generation, die nach der Wende erwachsen wurde, schob sich ein anderes Motiv in den Vordergrund, das ex post die früheren Formen des reproduktiven Handelns als fraglos gegeben und keiner expliziten Planung bedürftig erscheinen lässt: Nun »will es überlegt sein«, während man sich früher »keine Gedanken« machen musste und »überall Kinder kriegen konnte«.

In der Interpretation kann auf den bescheidenen, aber verlässlichen Planungshorizont aufgrund der staatlichen Regulierungen zu DDR-Zeiten hingewiesen werden, auf den Anspruch auf »reproduktive Autonomie« der Frauen in den Geschlechterbeziehungen sowie darauf, dass es verglichen mit dem Westen nur wenige Optionen gab, die durch Kinder verwirkt werden konnten (Integration in den Arbeitsmarkt war gegeben, Reisen, Konsum etc. wenig zugänglich). Erst nach der Wende wurde Planung zur dringenden Notwendigkeit, denn erst dann wurden Kinder als Bedrohung der über eigene Erwerbstätigkeit hergestellten, gesellschaftlichen Integration und biografischen Sicherheit wahrgenommen.

Frauen aus dem Freiburger Umland mit einer niedrigen Qualifikation sahen Planung als notwendig und »vernünftig« an, denn Kinder bedeuten Verantwortung und insofern müssen planend die Voraussetzungen dafür geschaffen werden. Daneben finden sich bei dieser Gruppe viele planungskritische Akzente, von »ungewollte Schwangerschaften sind am schönsten«, »wenn's kommt, dann kommt's« oder »das Unge- wisse ist das Richtige« bis zur Einschätzung von Planung als kontraproduktiv: »Wir machen uns zu viel Gedanken und kriegen dann wahrscheinlich irgendwo gar keine Kinder mehr«, »ich weiß nicht, wenn man alles so planen kann, ich weiß nicht, ob dann so viele Kinder kämen« (auch in anderen Gruppen findet sich im Übrigen der Mythos der Unfruchtbarkeit aufgrund eines zu starken Kinderwunsches: »Wenn man es darauf anlegt, klappt es sowieso nicht«). Im Hintergrund steht ein Dualismus von Planung (= Gesellschaft, Kopf, Zwang etc.) versus Natur (= Bauch, Gefühl, Körper), wobei der Natur eine eigene Logik des Handelns zugeschrieben wird. Anders als bei den Leipziger Frauen wird nicht die autonome Selbstbestimmung, sondern die gemeinsame Planung mit dem Mann betont.

Die Interpretation bezieht sich für diese Gruppe auf die Notwendigkeit, für Kinder Sicherheit und Voraussetzungen zu schaffen – in und durch Familie, in ei-

nem gemeinsamen mit dem Partner verantworteten, arbeitsteilig realisierten Familienprojekt. Dieser Planungsaspekt im Vorfeld von Familie ist akzeptiert. Die Argumentation, die sich dann *gegen* Planung wendet, die Akzeptanz des Ungeplanten und Ablehnung einer Planungsrationaltät, entspricht einer spezifischen, dualistischen Konstruktion von Familie als warm, emotional und solidarisch, als Gegenwelt zum Beruf als kalt, rational, distanziert. Kindern bzw. dem Leben mit Kindern wird eine Bedeutung zugeschrieben, die sich gegen eine »Rationalisierung«, also gegen gezielte Planung sperrt.

Die Vorstellungen der *Frauen aus Freiburg mit einer höheren Qualifikation* sind widersprüchlich: Einerseits begründeten diese Frauen die Notwendigkeit von Planung vor allem mit dem Hinweis auf die notwendige und existenziell wichtige Abstimmung der beruflichen Planung und der Familienplanung und mit dem Hinweis auf die Zwänge der Arbeitswelt (oder auch mit dem Hinweis auf die Zwänge der Lebenszeit: Wurde die erste Geburt lange aufgeschoben, verstärkte ein »jetzt oder nie« den Planungsaspekt). Diese Gruppe äußerte sich andererseits aber auch am ausführlichsten zu den Grenzen von Planung und zu einem subjektiven Verzicht auf Planung: Planung ist deswegen unmöglich, weil es keinen richtigen Zeitpunkt für Kinder gibt und das Leben per se sei nicht planbar sei, man müsse flexibel sein und Planung lege zu viel vorher fest: »Weil der richtige Zeitpunkt ist wahrscheinlich nie. Man weiß ja nie, was kommt«.

Diese Position kann interpretierend darauf bezogen werden, dass einerseits angesichts der Bedeutung einer qualifizierten Erwerbstätigkeit ein hohes Maß an Voraussetzungen für Kinder und für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf notwendig ist und diese Voraussetzungen auch über die qualifizierte Erwerbstätigkeit der Frau geschaffen werden sollen. Die Planungszwänge und -notwendigkeiten sind daher vordringlich. In der Divergenz von Berufs- und Familienwelt »passt« aber ein Kind nicht, es ist immer zu früh oder zu spät, das heißt: Mit dem Planen kommt das Woraufhin des Planens abhanden.

Übergreifend gilt: Der Begriff »Planung« ist eingebettet in *unterschiedliche* Diskurse – in den Diskurs um »Selbstbestimmung« (»allein« oder »für sich entscheiden«; der Gegenbegriff ist »Zwang«) und in den Diskurs um Vernunft (»es sich überlegen«, »sich Gedanken machen«; Gegenbegriffe sind »Zufall«, »Unfall«, »Gedankenlosigkeit«). Planen wird nicht als absoluter Begriff verstanden, sondern in unterschiedliche Grade aufgefächert von »vorsichtig sein« bis zur »100-Prozent-Planung«. Einigkeit besteht dahingehend, dass Frauen nicht gezwungen werden dürfen, gegen ihren Willen ein Kind zu bekommen, dass aber eine 100-Prozent-Planung (Beispiele sind die genaue Festlegung von Eigenschaften des Kindes oder des genauen Geburtstermins) nicht gut sei. Eine planende Nutzung von Reproduktionstechnologien, die Kinder zu unpassenden Zeiten verhindert (also Verhütung und teilweise

Schwangerschaftsabbruch), ist akzeptierter als eine Nutzung von Technologien zur Erzeugung von Kindern.

Der Befürwortung und Nutzung von Planung als *Recht und Anspruch* der Frau, als gegebene *Möglichkeit* und/oder als *Notwendigkeit* wird in allen Gruppen die Grenze der Planbarkeit und Machbarkeit gegenübergestellt, mit unterschiedlichen Akzenten: Die *Unnötigkeit* der Planung erster Schwangerschaften zu DDR-Zeiten, die *Unangemessenheit* der Planung, sofern Ausgangsbedingungen für Familie geschaffen wurden, bei Frauen mit einer niedrigen Qualifikation in der Westregion und schließlich ebendort die *Unmöglichkeit* von Planung bei hochqualifizierten Frauen. Planung war in der DDR-Zeit also pragmatisch möglich, aber als Absicherung eigentlich nicht notwendig; für die hochqualifizierten Frauen im Westen ist sie notwendig, aber zugleich nicht möglich. Die dritte Gruppe variiert sequentiell: Planen, um dann nicht mehr planen zu müssen.

Der Rückbezug zum gesellschaftlichen Wandel: Reproduktive Kulturen und subjektive Planungskonzepte im Zusammenhang mit einer (De-)Institutionalisierung des Lebenslaufs

Die Betonung der Planungsnotwendigkeit bezieht sich auf die Absicherung für Kinder und auf die Verlässlichkeit der Lebensbedingungen: Mit dem Wegbrechen der staatlich garantierten Absicherung und dem Zwang, für Absicherungen selbst Sorge zu tragen, taucht bei der Nach-Wende-Generation in den neuen Bundesländern das Motiv »heute will es überlegt sein« neu auf. Planung von Kindern ist also gerade dann notwendig, wenn die verlässlichen Planungsgrundlagen nicht gegeben sind und in individueller Verantwortung hergestellt werden müssen. Derselbe Prozess, der Planung notwendig macht – dass nämlich die verlässlichen Planungsgrundlagen nicht geben sind und individuell hergestellt werden müssen – macht Planung aber auch gleichzeitig unmöglich: Sofern die Herstellung über die Erwerbstätigkeit der Frau gedacht ist, scheitert die Planbarkeit an der Unvereinbarkeit von Familie und Beruf (in den alten Bundesländern). Ist die Herstellung einer Absicherung über den erwerbstätigen Mann gedacht, dann wird in dem dualen Geschlechtermodell Familie als eine mit rationaler Planung nicht verträgliche Gegenwelt modelliert.

Kohli sieht Rationalisierungsprozesse, die den Lebenslauf »regelmäßig und berechenbar« machten, als historische Grundlage der Institutionalisierung des Lebenslaufs (Kohli 1985: 14) und diskutiert eine perspektivische Auflösung dieser Grund-

lagen.⁶ Mit einer De-Institutionalisierung des Lebenslaufs wird – ein im Sinne von Born und Krüger erweitertes Konzept von Lebenslauf zu Grunde gelegt – ein fester biografischer »Ort« im Lebenslauf für eigene Kinder und Familie insgesamt als planend »entworfen« und mit »Langsicht« gestaltetes »Projekt« ungewiss. Die Rationalisierung liefert eine technologische Beherrschbarkeit von Fertilität und Reproduktion, sie erzeugt aber auch Widersprüche, die sich in den Vorstellungen der Planbarkeit als Gemengelage von Notwendigkeit einerseits, Unmöglichkeit oder Unbrauchbarkeit andererseits niederschlagen. Dies führt zum einen zu einer Nutzung reproduktiver Technologien vor allem im Sinne eines »Jetzt noch kein Kind«, aber dann unter definierten Umständen auch zu einem Verzicht auf Planung und zu einer hohen Akzeptanz ungewollt eingetretener Schwangerschaften.

In der Konsequenz schlägt sich die Planungsnotwendigkeit vor allem in dem Anstieg des Alters bei der ersten Geburt nieder. Perspektivisch bedeutet dies, dass das biografische Zeitfenster für Kinder enger wird und sich in einer Phase zurückgehender Fertilität bei Frauen verschiebt. Dies wiederum – und das zeichnet sich bei hoch qualifizierten Frauen auch bereits ab – kann dazu führen, dass die Schließung des Zeitfensters, das Ablaufen der biologischen Uhr, subjektiv einen *neuen* Entscheidungsdruck schafft, der Planung auch unter Inanspruchnahme von Reproduktionsmedizin ein *neues* Gewicht gibt.

Fazit

So geeignet das Konzept des Lebenslaufs ist, um »Bestimmungsgründe des generativen Verhaltens zu bündeln« (s.o.), so viele Fragen im Zusammenhang mit der Institutionalisierung und De-Institutionalisierung des *reproduktiven* Lebenslaufs sind noch offen. Deutlich wurde aber zum einen, dass die »Rationalisierung« der Reproduktion sowohl auf Seiten der strukturellen Bedingungen (z.B. Erosion verlässlicher Planungsgrundlagen), als auch auf der Ebene der Individuen (z.B. subjektive Konzepte von Kindern als »nichtrationalisierbar«, Wahrnehmung einer Nichtpassung von Familie und Beruf) an Grenzen stößt. Deutlich wird auch die Notwendigkeit, die Veränderungen durch einen übergreifenden historischen Wandel jeweils in dessen *differentem* Niederschlag in unterschiedlichen Sozialgruppen zu betrachten. Die reproduktiven Kulturen mit ihren konstitutiven sozialen Merkmalen, mit den

⁶ Altersmarkierungen im Erwerbsbereich, deren Einhaltung einen stringenten Erwerbsverlauf erfordert, werden eher aus Gründen der Verteidigung männlicher Territorien aufrechterhalten. Sie funktionieren als Schließungsmechanismen, solange Frauen stärker gebrochene und diskontinuierliche Erwerbsverläufe haben.

inhärenten, subjektiven Vorstellungen von der Gestaltbarkeit des Lebenslaufs, und ebenso die institutionelle Strukturierung des reproduktiven Lebenslaufs sind affiziert von diesem Wandel. Sie tragen aber gleichzeitig zu ihm bei, indem sie veränderte Muster des reproduktiven Lebenslaufs hervorbringen.

Literatur

- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1997), *Die Kinderfrage. Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit*, Frankfurt a.M.
- Bertram, Hans (1995), »Regionale Vielfalt und Lebensformen«, in: Nauck, Bernhard/Onnen-Isemann, Corinna (Hg.), *Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung*, Neuwied, S. 123–148.
- Bien, Walter/Bayer, Hiltrud (1996), »Zur Veränderung familienrelevanter Kennziffern im 20. Jahrhundert«, in: Bien, Walter (Hg.), *Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend. Wandel und Entwicklung familialer Lebensformen*, Opladen, S. 13–18.
- Birg, Herwig (1992), »Differentielle Reproduktion aus der Sicht der biographischen Theorie der Fertilität«, in: Voland, Eckart (Hg.), *Fortpflanzung: Natur und Kultur im Wechselspiel. Versuch eines Dialogs zwischen Biologen und Sozialwissenschaftlern*, Frankfurt a.M., S. 189–215.
- Birg, Herwig/Felber, Wolfgang/Flöthmann, E.-Jürgen (1984), *Arbeitsmarktdynamik, Familienentwicklung und generatives Verhalten – eine biographietheoretische Konzeption für Untersuchungen demographisch relevanter Verhaltensweisen. Forschungsbericht über ein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördertes Forschungsprojekt. Erste Förderungsphase Februar 1984 – Februar 1985*, Bielefeld, Materialien des Instituts für Bevölkerungsforschung und Sozialpolitik, Bd. 16.
- Boltanski, Luc (1976), »Die soziale Verwendung des Körpers«, in: Rittner, Volker (Hg.), *Zur Geschichte des Körpers*, München, S. 138–177.
- Born, Claudia/Krüger, Helga (2001), »Das Lebenslaufregime der Verflechtung: Orte, Ebenen und Thematisierungen«, in: Born, Claudia/Krüger, Helga (Hg.), *Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime*, Weinheim/München, S. 11–26.
- Burkart, Günter (1994), *Die Entscheidung zur Elternschaft. Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien*, Stuttgart.
- Burkart, Günter (1997), *Lebensphasen – Liebesphasen. Vom Paar zur Ehe, zum Single und zurück?*, Opladen.
- Heinz, Walter R. (2000), »Selbstsozialisation im Lebenslauf: Umriss einer Theorie biographischen Handelns«, in: Hoerning, Erika/Alheit, Peter (Hg.), *Biographische Sozialisation*, Stuttgart, S. 165–186.
- Helffferich, Cornelia (1994), *Jugend, Körper und Geschlecht. Die Suche nach sexueller Identität*, Opladen.
- Helffferich, Cornelia (2001), *Frauen leben. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung*, Schriftenreihe Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Bd. 19, Köln.
- Helffferich, Cornelia (2006), *Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*, Wiesbaden.
- Helffferich, Cornelia/Klindworth, Heike/Krumm, Silvia u.a. (2005), »Familienentwicklung als Transformation von Männlichkeit«, in: Tölke, Angelika/Hank, Karsten (Hg.), *Männer – Das*

- »vernachlässigte« *Geschlecht in der Familienforschung*, Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 4, Wiesbaden, S. 71–98.
- Helfferrich, Cornelia/Klindworth, Heike/Kruse, Jan (2005), *Männer leben. Studie zu Lebensläufen und Familienplanung – Vertiefungsbericht*, Schriftenreihe Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Bd. 27, Köln.
- Helfferrich, Cornelia/Klindworth, Heike/Wunderlich, Holger (2004), *Männer leben. Studie zu Lebensläufen und Familienplanung – Basisbericht*, Köln.
- Klein, Thomas (2003), »Die Geburt von Kindern in paarbezogener Perspektive«, *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 32, H. 6, S. 506–527.
- Kohli, Martin (1978), »Erwartungen an eine Soziologie des Lebenslaufs«, in: ders. (Hg.), *Soziologie des Lebenslauf*, Darmstadt/Neuwied, S. 9–31.
- Kohli, Martin (1985), »Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente«, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 37, H. 1, S. 1–29.
- Kolip, Petra (1997), *Geschlecht und Gesundheit im Jugendalter. Die Konstruktion von Geschlechtlichkeit über somatische Kulturen*, Opladen.
- Krüger, Helga (2001), »Geschlecht, Territorien, Institutionen. Beitrag zu einer Soziologie der Lebenslauf-Relationalität«, in: Born, Claudia/Krüger, Helga (Hg.), *Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime*, Weinheim/München, S. 257–299.
- Lüscher, Kurt (1990), *Die »postmoderne« Familie: Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit*, Konstanz.
- Schneider, Norbert (1994), *Familie und private Lebensführung in West- und Ostdeutschland. Eine vergleichende Analyse des Familienlebens 1970–1992*, Stuttgart.
- Nauck, Bernhard (1995), »Regionale Milieus von Familien in Deutschland nach der politischen Vereinigung«, in: ders./Onnen-Isemann, Corinna (Hg.), *Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung*, Neuwied, S. 91–121.
- Ulrich, Ralf E. (2005), »Folgen niedriger Fertilität«, in: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hg.), *Dokumentation der Tagung: Männer leben. Familienplanung und Lebensläufe von Männern – Kontinuitäten und Wandel*, Köln.